

Clara Rosa Schwarz

Julia Teschlade, Mona Motakef, Christine Wimbauer, 2025: Auf dem Weg zur Normalität? LGBTQ+-Familien und ihr Kampf um Anerkennung. Frankfurt/Main, New York: Campus. 333 Seiten. Open Access

Ist das Streben nach Normalität ein zu hoher Preis für die rechtliche Anerkennung von LGBTQ+-Familien? Dieses queer-theoretische Dilemma steht im Zentrum der Monografie *Auf dem Weg zur Normalität? LGBTQ+-Familien und ihr Kampf um Anerkennung*. In acht Kapiteln ergründen Julia Teschlade, Mona Motakef und Christine Wimbauer empirisch, theoretisch und rechtlich die Bedeutung von Familie. Die Autorinnen fragen danach, wie LGBTQ+-Familien zur Familie *werden* und wie sie Familie *leben*. Dabei definieren sie Familie offen als den Ort, „wo Menschen dauerhaft füreinander Verantwortung übernehmen – unabhängig von ihrer Anzahl, ihrem Geschlecht und ihrer sexuellen Orientierung“ (S. 22). Anhand von drei theoretischen Konzepten analysieren sie Wege in die Elternschaft (*doing reproduction*), familiäre Alltagspraxen (*doing family*) und Normalisierung als Strategie zur Anerkennung (*doing normality*). Das zentrale Argument der Studie wächst aus einer Kritik an queer-theoretischen Ansätzen zu Normalität, nämlich, dass ein Streben nach Normalität stets eine Anpassung an Heteronormativität bedeute. Normalisierungshandeln, hier konzipiert als „diskursive“ oder „praktische“ „Antwort auf erlebte oder antizipierte Diskriminierungen und Ausgrenzungen“ (S. 255), sei keine apolitische Anpassung an diese Normen, sondern grundlegend für ein „unbeschädigtes Leben“ sowie für eine neue Selbstverständlichkeit von LGBTQ+-Familien. Vielleicht könne dadurch sogar eine neue Normalität hergestellt werden.

Die Studie beruht auf Einzel-, Paar- und Familieninterviews mit lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Personen. Gerahmt von „einer sozialkonstruktivistischen Geschlechter- und Familienforschung“ (S. 24) sowie queerer Theorie untersuchen die Autorinnen verschiedene gesellschaftliche Ebenen der Anerkennung. Als Ausgangspunkt für den theoretischen Fokus dient Axel Honneths Anerkennungstheorie (mit seinen Sphären der Liebe, des Rechts und der Leistung), die insbesondere durch Judith Butlers Perspektive auf die Ambivalenzen gesellschaftlicher Anerkennung erweitert wird. Die Anknüpfung an Ambivalenz als neuralgischer Punkt gesellschaftlicher Anerkennung ist hier eingebettet in die aktuelle politische Situation: Themen wie die bestehende Pflicht zur Stiefkindadoption für lesbische Eltern in Deutschland sowie die Unmöglichkeit von *anerkannter* trans Elternschaft (insbesondere die rechtliche Unmöglichkeit, gebärende Väter als solche einzutragen) verdeutlichen die konkreten rechtlichen Gefahren für LGBTQ+-Familien. Diese Einbettung stärkt das Argument, dass rechtliche Anerkennung für LGBTQ+-Familien an vorderer Stelle stehe, auch wenn dies nicht immer durch aktivistische Bestrebungen, sondern häufig durch ein alltägliches Normalisierungshandeln hervorgebracht werde. Normalisierungshandeln sei jedoch nicht immer mit einer sogenannten Heteronormalisierung¹ verbunden; häufig

1 Heteronormalisierung bezeichnen die Autorinnen (u. a. mit Hark und Laufenberg) als „Zunahme

ziele es stattdessen auf eine Ausweitung der Norm ab, bei der auch queere Familien als normal anerkannt werden könnten.

Anhand empirischer Beispiele illustrieren die Autorinnen, wie normative Vorstellungen reproduziert und irritiert werden. Am Beispiel des Paares Arndt wird gezeigt, dass die normative Vorstellung des Paares, welches eine Familie gründet, für die beiden unanfechtbar ist. Sie möchten ihre Familie in exakt dieser Konstellation realisieren. An anderer Stelle ist das Paar Callas darauf bedacht, Natalitätsnormen zu irritieren, und greift auf die in Deutschland verbotene ROPA-Methode (*reception of oocytes from partner*) zurück, wobei die befruchtete Eizelle einer Partnerin der anderen eingesetzt wird und dadurch die biologische Mutterschaft und die rechtliche Mutterschaft jeweils einer der beiden Frauen zugeteilt wird. In der Dreieltern-Familie Gernsheim und Jung wurde ebenfalls mit einer Überkreuzung rechtlicher und genetischer Elternschaft gearbeitet. Hier ist jeweils einer der zwei Väter „der biologische Vater jeweils eines Kindes und der rechtliche Vater des jeweils anderen“ (S. 261). Dies illustriert die Wichtigkeit von rechtlicher Anerkennung und eröffnet neue Wege, um diese einzufordern.

Der Fokus auf rechtliche Sicherheiten – im Gegensatz zu alltagspraktischen Absprachen – wird gerade in der Umbruchsituation oder im Konflikt deutlich:

„Sobald es schließlich um weitreichendere Befugnisse wie Reisen ins Ausland, Auskunftsrechte im Krankenhaus oder Todesfälle geht, [...] sind die sozialen Eltern ohne rechtlichen Elternstatus komplett außen vor und das Kindeswohl sowie der Fortbestand der Familie sind bedroht“ (S. 154).

Da nur maximal zwei Personen rechtlich Eltern sein dürfen, wird dies gerade bei Mehrelternfamilien relevant.

Auch gesellschaftliche Anerkennung ist für die Familien essenziell. Um Diskriminierung, Hass und Gewalt vorzubeugen, stellen die Befragten sich als Vorzeigefamilie dar. Sie überweisen Gruppenbeiträge frühzeitig, backen Kuchen für die Nachbar*innen und trainieren die Kinderfußballmannschaft. Dieses Normalisierungshandeln konzipieren die Autorinnen, angelehnt an das Konzept des *Mental Load*, als Arbeit. Es erfordere großen Aufwand und dieser bliebe größtenteils unsichtbar. Mit Butler argumentieren die Autorinnen, dass die Intelligibilität und Anerkennbarkeit als Familie von einer Anpassung an hegemoniale Familiennormen untrennbar seien. Nicht nur deshalb falle hier stets ein Mehr an Arbeit für LGBTQ+-Familien an.

Bei innerfamiliären Aushandlungen fällt Unausgewogenheit bei der Reproduktionsarbeit auf; insbesondere die Nicht-Anerkennung von Schwangerschaft und Geburt als enorme körperliche und psychische Herausforderung wird thematisiert (die Autorinnen konzipieren auch dies reproduktionstheoretisch als Arbeit). In einer der Mehrelternkonstellationen tauchen sexistische Vorstellungen auf, wobei immer wieder hervorsteche, dass die Mütter (sozial wie leiblich) in der Familie vermehrt Arbeit übernehmen (müssen), gerade wenn auch Männer in der Familie präsent sind. Dieses Zusammenspiel von rechtlicher Anerkennung und innerfamiliären Anerkennungskämpfen macht explizit, wie geschlechterbasierte Ungleichheit über Heterosexualität hinaus innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise hergestellt wird.

der Normalisierung gemäß einem hegemonialen heteronormativen Diskurs“ (S. 66).

Durch das Zusammenführen dieser Aspekte des Familienalltags gelingt den Autorinnen ein theoretischer Balanceakt: Sie komplizieren sowohl die queer-theoretische Perspektive auf Normalität (durch die Einbettung in die aktuelle politische Lage und die rechtliche Komponente, die gerade bei Verantwortung für Kinder höchst relevant bleibt) als auch Anerkennung als politische Strategie (wobei sie auch vermeintlich private Aushandlungsprozesse als potenzielle Treiber sozialen Wandels anführen). Sie führen Normalisierung als komplexes, simultanes Zusammenspiel von Heteronormalisierung und Erweiterung der Norm an und verweisen dabei stets auf die alltäglichen Erfahrungen der Familien.

Unter dem Vorbehalt, dass Normalisierungshandeln und Assimilation für viele Menschen eine legitime Antwort auf die überbordende Gewalt gegen queere Menschen sein können – wie auch in dieser Studie –, soll hier betont werden, dass diese nicht die einzige Antwort ist und dass sie nicht allen queeren Menschen und Familien gleichermaßen zugänglich ist. Mit ihrer (weitgehend überzeugenden) Argumentation stellen sich die Autorinnen außerdem gegen den bisherigen queer-theoretischen Konsens, dass Normalisierungshandeln mit queerer Politik nicht vereinbar ist. Theoretische Errungenschaften von Personen wie Lisa Duggan und Michael Warner, die auch zitiert werden, sind mit der vorliegenden Analyse eigentlich unvereinbar. Obwohl die Autorinnen diese Ansätze ganz klar mitdenken, hätte die Argumentation, dass Normalisierungshandeln ein grundlegender Bestandteil von Anerkennungskämpfen sei, noch überzeugender sein können, wenn sie nicht auf queerer Normalitätskritik aufbauen würde. Letztere fußt schließlich auf einer radikalen, utopischen Vorstellung einer „Welt jenseits des Familialismus und weniger kapitalistisch vereinnahmter Sorge- und Beziehungsformen als die moderne Kleinfamilie imaginiert“ (S. 68).

Diese Kritik soll jedoch nicht von dem äußerst hohen Wert des Buches ablenken: Die LGBTQ+-förmige Lücke, die in der deutschen Familienforschung (sowie im deutschen Familienrecht) trotz einiger einschlägiger Publikationen weiterhin besteht, wird hier mit umfassender empirischer Arbeit und ausführlicher theoretischer und rechtlicher Einbettung gefüllt. Teschlade, Motakef und Wimbauer haben hier einen bedeutenden Beitrag geleistet, der die deutsche Familienforschung nachhaltig erweitern wird.

Zur Person

Clara Rosa Schwarz, Doktorand*in der Soziologie an der Universität Freiburg. Arbeitsschwerpunkte: Freund*innenschaft, queere Theorie, feministische Theorie, critical femininities. E-Mail: clararosaschwarz@gmail.com